

## *Buch*

Der junge Engländer Richard ist mit dem Rucksack in Thailand unterwegs – abseits der überfüllten Routen des Massentourismus, auf der Suche nach der wahren, unverfälschten Seele des Landes, dem einzigartigen Abenteuer. Als er zusammen mit einem französischen Pärchen einen entlegenen Strand entdeckt, glaubt er am Ziel seiner Träume angelangt zu sein: weißer Sand und farbige Korallengärten, ein majestätischer Wasserfall, umringt von tropischem Dschungel, und ein buntgemischtes Häufchen junger Leute aus aller Welt, die hier ihr Lager aufgeschlagen haben. Es ist das reinste Paradies. Bis der Strand sein wahres Gesicht zu erkennen gibt. Und sich als eine grausame Hölle entpuppt, die sie alle zu vernichten droht.

»Der Strand« wurde als einer der ungewöhnlichsten Erstlingsromane der letzten Jahre gefeiert.

»Ein atemberaubend scharfsinniger Debütroman, ein Buch, so temporeich und stilsicher, daß viele ältere Autoren neidisch werden könnten. Alex Garland ist ein geborener Geschichtenerzähler.«  
(*Washington Post*)

## *Autor*

Alex Garland wurde 1970 in London geboren. »Der Strand« war in Garlands englischer Heimat ein aufsehenerregender Erfolg und erntete international hymnisches Lob. Alex Garland lebt heute in London.

Alex Garland

---

Der Strand

Roman

Deutsch von Rainer Schmidt

**GOLDMANN**

Für die deutsche Übersetzung vom Autor durchgesehene  
und überarbeitete Ausgabe.

Die englische Originalausgabe erschien  
unter dem Titel »The Beach« bei Viking, London

10. Auflage  
Taschenbuchausgabe 4/99  
Copyright © der Originalausgabe 1996 by Alex Garland  
All rights reserved  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1997  
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Umschlaggestaltung: Design Team München  
Umschlagfoto: TIB/Rubin  
Lektorat: Georg Reuchlein  
CN · Herstellung: Sebastian Strohmaier  
eISBN 978-3-641-15599-5  
[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

## *Das Schlupfloch*

Es ist ein typisches Mittelschichtphänomen.

Zwar kommt es auch bei ehemaligen Eton-Schülern vor, aber das scheinen eher die Bohemien-Typen zu sein – diejenigen, die mit Oxford und Cambridge nichts im Sinn haben und die eine Welt kennenlernen möchten, die ihnen durch ihre Herkunft verschlossen ist. Was die Arbeiterklasse angeht – vergessen Sie's. Rucksackreisen ist eine Sache der Mittelschicht, und von zehn Leuten, die's tun, ist vielleicht einer ein Arbeiter. Das läßt sich mit Zeit und Geld erklären, und mit dem freien Jahr, das man zwischen Schule und Universität einlegen kann. Während dieser Zeit macht man ein paar Monate lang irgendeinen öden Job, und dann fährt man noch eine Weile in die dritte Welt, um sich selbst zu entdecken. Sich selbst entdecken, den Horizont erweitern – das sind die Einfälle, die aus der Muße geboren sind. Typisch für die Mittelschicht und bestimmt kein Zufall.

Als ich das erstmal auf Reisen ging, war ich siebzehn Jahre und zwei Monate. Meine Schule veranstaltete einen sechs-wöchigen Trip nach Nordindien, im Sommer zwischen den Prüfungen, und wir nahmen zu elft daran teil (einschließlich der beiden Lehrer, die ein Auge auf uns haben sollten). Ich erinnere mich, daß das erste, was wir nach der Ankunft in Srinagar unternahmen, war, Stoff zu besorgen. Ziemlich dämlich, daß uns dies so wichtig war. Aber man muß auch bedenken, unter welchem Druck wir standen. Ein paar von uns hatten ältere Geschwister, die bereits in Indien gewesen waren und Geschichten von Marihuana erzählt hatten, das am Straßenrand wächst, und von Haschisch, so weich, daß man Figu-



ren daraus kneten kann. Wir wollten auch mit Geschichten zurückkommen, und wir hatten nicht vor, Zeit zu verschwenden.

Heute sehe ich das alles anders. Diese Geschichten, einst die Belohnung fürs Reisen, haben auch ihren Preis. Es sind großartige Geschichten, die sich in einem winden und darum betteln, erzählt zu werden – und niemand will sie hören. Ich für mein Teil will nicht zuhören, weil mein Kopf voll ist von meiner eigenen Geschichte, und ich glaube, den meisten anderen Rucksackreisenden geht es genauso.

Deshalb sind wir uns auch im stillen einig, meine Freunde und ich: Wir erzählen unsere Erlebnisse nicht. Nie. Wir halten den Mund und tun so, als wären wir zu verschiedenen Zeiten unseres Lebens abhanden gekommen – einfach verschwunden aus London und ein paar Monate später wieder aufgetaucht, wundersam sonnengebräunt, aber ansonsten unverändert.

Gelegentlich verstößt einer gegen diese Regel, vielleicht, weil ihm unsere Etikette fremd ist. Dann fängt er an, von einer gefährlichen Busfahrt in Katmandu zu berichten, und wir hören höflich zu und wechseln Blicke. Am Ende wird dem Erzähler dann zu verstehen gegeben, daß er indiskret war; durch eine kühle Reaktion, aber häufiger noch durch eine Bemerkung, die alles untergräbt. »Hm, ich hatte einen Freund, der auf derselben Straße zu Tode gekommen ist.« Damit ist die Geschichte fachmännisch erledigt: Schuß in den Hinterkopf mit einer Schalldämpferpistole.

Aber wie bei jedem Kodex gibt es auch hier ein Schlupfloch – eine Möglichkeit, unsere Geschichten auf akzeptable Weise an den Mann zu bringen. Und passenderweise ist es ein Schlupfloch, das zu nutzen die Mittelschicht wie geschaffen ist.

Romane. Schreib die Geschichte auf, ändere die Namen, nenn es Literatur.

Und da ich sehe, daß ich meinen Roman bereits angefangen

habe, bleibt mir nur noch, einen Namen für mich auszuwählen.

Ich nehme Richard.

Mein Name ist Richard. Ich bin 1974 geboren, und es braucht nicht viel, um mich auf Reisen gehen zu lassen.



BANGKOK



## *Schande*

Von dem Strand hörte ich das erstmal in Bangkok, in der Khao San Road. Die Khao San Road war Rucksackland. Beinahe alle Gebäude waren zu Pensionen umgebaut, es gab klimatisierte Telefonzellen für Auslandsgespräche, in den Cafés zeigten sie brandneue Hollywoodfilme auf Video, und man konnte keine fünf Schritte tun, ohne an einem Stand mit Raubkopiekassetten vorbeizukommen. In erster Linie war die Straße eine Schleuse für diejenigen, die nach Thailand kamen oder wieder weg wollten, eine Relaisstation zwischen Ost und West.

Ich war am Spätnachmittag in Bangkok gelandet, und als ich in der Khao San ankam, war es schon dunkel. Mein Taxifahrer erzählte mir augenzwinkernd, daß am Ende der Straße eine Polizeiwache sei, also bat ich ihn, mich am anderen Ende abzusetzen. Nicht, daß ich etwas Illegales vorhatte, aber ich wollte auf seinen verschwörerischen Charme eingehen. Es spielte eigentlich keine Rolle, an welchem Ende man wohnte; die Polizei hielt sich offensichtlich aus dem Geschehen heraus. Der Geruch von Marihuana stieg mir in die Nase, kaum daß ich aus dem Taxi geklettert war, und jeder Rucksackreisende, der sich an mir vorbeischlängelte, war bekiff.

Der Taxifahrer hatte mich vor einer Pension mit einem zur Straße hin offenen Speiseraum abgesetzt. Während ich das Haus und die Gäste musterte, um den Laden abzuschätzen, beugte sich ein dürrer Mann von einem Tisch zu mir herüber und berührte meinen Arm. Ich sah auf ihn herunter. Er war, so nahm ich an, einer dieser Herohippies, die sich in Indien und Thailand herumtreiben. Wahrscheinlich war er vor zehn

Jahren nach Asien gekommen, wo er sich gelegentlich zum Spiel mit der Droge einließ und dann süchtig geworden war. Seine Haut war alt, aber ich hätte ihn auf allenfalls dreißig geschätzt. So, wie er mich ansah, hatte ich den Eindruck, er wolle maßnehmen, bevor er versuchte, mich über den Tisch zu ziehen.

»Was?« fragte ich wachsam.

Er machte ein überraschtes Gesicht und drehte die Handflächen nach oben. Dann bog er den Zeigefinger und Daumen zum O-förmigen Zeichen der Vollkommenheit und deutete in die Pension hinein.

»Ein guter Laden?« Er nickte.

Ich schaute mich noch einmal unter den Leuten an den anderen Tischen um. Sie sahen überwiegend jung und freundlich aus; einige starrten auf den Fernseher, andere saßen beim Abendessen und unterhielten sich.

»Okay.« Ich lächelte ihn an – für den Fall, daß er kein Heroinsüchtiger, sondern ein freundlicher Taubstummer war. »Gekauft.«

Er erwiderte mein Lächeln und wandte sich dem Bildschirm zu.

Eine Viertelstunde später richtete ich mich in einem Zimmer ein, das wenig größer war als ein Doppelbett. Ich weiß das so genau, weil in dem Zimmer ein Doppelbett stand, und ringsherum waren jeweils dreißig Zentimeter Platz. Mein Rucksack paßte genau in den Spalt.

Eine Wand aus Beton. Das war die Hauswand. Die anderen waren kahle Kunststoffplatten. Sie gaben nach, wenn ich sie berührte. Ich hatte das Gefühl, wenn ich mich gegen eine lehnte, würde sie umfallen und gegen die nächste prallen, und dann würden die Wände in sämtlichen Nachbarzimmern umfallen wie Dominosteine. Knapp unter der Decke endeten die Wände und ein Streifen Fliegengitter füllte die Lücke aus. Das Gitter bewahrte die Illusion von einem separaten Raum jedoch nur so lange, bis ich mich auf das Bett legte. Kaum hatte

ich mich entspannt und lag ruhig da, hörte ich in den anderen Zimmern auch schon die Kakerlaken rascheln.

Am Kopfende hatte ich ein französisches Pärchen knapp unter zwanzig als Nachbarn – ein schönes, schlankes Mädchen mit einem hinreichend hübschen Jungen im Schlepptau. Sie waren aus ihrem Zimmer gekommen, als ich meins bezog, und wir hatten einander im Vorbeigehen zugewinkt. Das Zimmer am anderen Ende war leer. Durch das Fliegengitter sah ich, daß das Licht aus war; aber wenn jemand dagewesen wäre, hätte ich ihn sicher atmen gehört. Es war das letzte Zimmer an dem Korridor; also nahm ich an, daß es zur Straße hinausging und ein Fenster hatte.

An der Decke hing ein Ventilator, gerade so stark, daß er auf vollen Touren etwas Bewegung in die Luft brachte. Eine Zeitlang tat ich gar nichts. Ich lag auf dem Bett und schaute zu ihm hinauf. Es war beruhigend, die Umdrehungen zu verfolgen, und ich spürte, daß ich bei der Mischung aus Hitze und sanftem Wind würde eindösen können. Das war mir recht. Von Westen nach Osten ist der Jetlag am schlimmsten, und es war sicher gut, gleich in der ersten Nacht den richtigen Schlafrythmus zu finden.

Ich schaltete das Licht aus. Ein Schimmer fiel vom Korridor herein, so daß ich den Ventilator noch sehen konnte. Bald schlief ich ein.

Ein- oder zweimal nahm ich Laute wahr, die vom Flur in mein Zimmer drangen, und mir war, als hörte ich das französische Paar zurückkommen und wieder gehen. Aber keins der Geräusche weckte mich richtig; immer wieder sank ich in den Traum zurück, den ich davor gehabt hatte. Bis ich die Schritte des Mannes hörte. Sie waren anders, zu unheimlich, als daß ich einfach hätte weiterdämmern können. Sie waren ohne Rhythmus und Gewicht, und sie schleiften über den Boden.

Eine Flut von gemurmelten englischen Schimpfwörtern schwappte zu mir herüber, während er an dem Vorhängeschloß an seiner Zimmertür herumfummelte. Dann kam ein lauter



Seufzer, das Schloß öffnete sich klickend, und sein Licht ging an. Das Moskitogitter warf einen gemusterten Schatten auf meine Decke.

Stirnrunzelnd schaute ich auf die Uhr. Es war zwei Uhr morgens – früher Abend nach englischer Zeit. Ich war nicht sicher, ob ich wieder einschlafen könnte.

Der Mann kippte auf sein Bett, daß die Wand zwischen uns beunruhigend wankte. Er hustete eine Weile, dann hörte ich, wie er sich raschelnd einen Joint drehte. Wenig später stieg blauer Rauch ins Licht und wölkte durch das Gitter.

Abgesehen davon, daß er von Zeit zu Zeit tief ausatmete, war alles still. Ich döste wieder ein und schlief – fast.

»*Bitch*«, sagte eine Stimme. Schlampe. Ich schlug die Augen auf.

»Verdammte Schlampe. Wir sind beide so gut wie ...«

Die Stimme brach ab, und ich hörte einen Hustenanfall.

»Tot.«

Jetzt war ich hellwach. Ich setzte mich auf.

»Krebs in den Korallen, blaues Wasser, was für eine Schlampe. Bin ich geschafft«, redete der Mann weiter.

Er hatte einen starken Akzent, aber zunächst konnte mein schlaftrunkener Kopf ihn nicht einordnen.

»*Bitch!*« sagte er wieder und spuckte das Wort förmlich aus.

Ein schottischer Akzent. Er meinte: *Beach*, einen Strand.

Ein scharrendes Geräusch an der Wand. Einen Augenblick lang glaubte ich, er würde versuchen, sie umzustößeln, und ich sah mich schon wie in einem Sandwich eingeklemmt zwischen Kunststoffplatte und Bett. Dann erschien sein Kopf hinter dem Fliegendraht, eine Silhouette, mir zugewandt.

»Hey«, sagte er.

Ich rührte mich nicht. Ich war sicher, daß er in meinem Zimmer nichts erkennen konnte.

»Hey, du da, ich weiß, daß du lauschst. Ich weiß, daß du wach bist.«

Er hob einen Finger und stieß versuchsweise gegen das Fliegengitter. Die Heftklammer, mit der es an der Kunststoffplatte befestigt war, flog ab. Seine Hand schob sich hindurch.

»Hier.«

Ein rotglühender Gegenstand segelte durch die Dunkelheit und landete in einem kleinen Funkenregen auf dem Bett. Der Joint, den er geraucht hatte. Ich schnappte danach, damit er mir nicht das Bettzeug verbrannte.

»Yeah«, sagte der Mann und lachte leise. »Hab ich dich. Ich hab gesehen, wie du den Stummel genommen hast.«

Ein paar Sekunden lang bekam ich die Situation nicht in den Griff. Wenn ich nun wirklich geschlafen hätte? Die Bettwäsche hätte in Flammen aufgehen können. Ich hätte verbrennen können. Meine Panik schlug um in Wut, aber ich schluckte sie herunter. Der Mann war unberechenbar, und es war besser, jetzt nicht aus der Haut zu fahren. Noch immer sah ich nur den Umriß seines Kopfes im Gegenlicht.

Ich hielt den Joint hoch. »Willst du den wiederhaben?«

»Du hast gelauscht«, antwortete er, ohne mich zu beachten. »Hast gehört, wie ich von dem Strand geredet habe.«

»Du hast eine laute Stimme.«

»Sag mir, was du gehört hast.«

»Ich hab gar nichts gehört.«

»... gar nichts?«

Er schwieg einen Moment und drückte dann das Gesicht an das Gitter. »Du lügst.«

»Nein. Ich habe geschlafen. Du hast mich gerade geweckt ... als du mit dem Joint nach mir geworfen hast.«

»Du hast gelauscht«, zischte er.

»Es ist mir egal, ob du mir glaubst oder nicht.«

»Ich glaube dir nicht.«

»Tja ... mir egal ... Hör mal.« Ich stellte mich aufs Bett, so daß unsere Köpfe auf gleicher Höhe waren, und hielt den Joint vor das Loch, das er gemacht hatte. »Wenn du den wiederhaben willst, dann nimm ihn. Ich will endlich schlafen.«

Als ich die Hand hob, wich er zurück und geriet ins Licht. Sein Gesicht war flach wie das eines Boxers, seine Nase so oft eingeschlagen, daß sie keine Form mehr hatte, der Unterkiefer überproportional groß für das Gesicht; er hätte bedrohlich gewirkt, wäre nicht der Körper darunter gewesen. Der Unterkiefer verjüngte sich zu einem Hals, so dürr, daß es unbegreiflich schien, wie er diesen Kopf tragen konnte, und das T-Shirt hing schlaff über den Schultern wie auf einem Kleiderbügel.

Ich warf einen Blick an ihm vorbei. Sein Zimmer hatte ein Fenster, wie ich vermutet hatte, aber er hatte es mit Zeitungspapier zugeklebt. Davon abgesehen war es leer.

Seine Hand langte durch das Loch und pflückte mir den Joint aus den Fingern.

»Okay.« Ich dachte, ich hätte nun halbwegs die Oberhand.  
»Jetzt laß mich in Ruhe.«

»Nein«, antwortete er nur.

»Nein...?«

»Nein.«

»Warum nicht? Was willst... willst du irgendwas?«

»Ja.« Er grinste. »Und darum...« Wieder drückte er sein Gesicht an das Fliegengitter. »... lasse ich dich nicht in Ruhe.«

Aber kaum hatte er das gesagt, schien er es sich anders zu überlegen. Er zog den Kopf ein und verschwand hinter der Wand. Ich blieb noch ein paar Sekunden stehen. Ich wußte nicht recht weiter, wollte aber meiner Autorität Nachdruck verleihen; schließlich hatte nicht ich den Kopf eingezogen, sondern er. Dann hörte ich, wie er sich den Joint wieder anzündete. Ich ließ das als Zeichen für das Ende gelten und legte mich wieder aufs Bett.

Als er ungefähr zwanzig Minuten später sein Licht ausgeknipst hatte, hatte ich immer noch Mühe, wieder einzuschlafen. Ich war zu aufgedreht, und zuviel Zeugs ging mir durch den Kopf. Der Strand... der Strand – ich war erschöpft und zapplig vom Adrenalin. Wenn es eine Stunde lang still gewesen wäre, hätte

ich mich vielleicht entspannen können, aber kurz nachdem der Mann das Licht ausgemacht hatte, kam das französische Paar zurück und begann sich zu lieben.

Wenn man sie keuchen hörte und das Zittern ihres wackelnden Bettes spürte, war es unmöglich, sie nicht vor sich zu sehen. Der kurze Blick, den ich im Flur auf das Gesicht des Mädchens hatte werfen können, hatte sich mir ins Gedächtnis gebrannt. Ein erlesenes Gesicht. Dunkle Haut und dunkles Haar, braune Augen, volle Lippen.

Als sie fertig waren, verspürte ich ein machtvolles Bedürfnis nach einer Zigarette, aber verkniff es mir. Ich wußte, wenn ich rauchte, würden sie hören, wie ich mit der Packung knisterte oder ein Streichholz anzündete. Die Illusion der Privatheit wäre zerstört.

Statt dessen konzentrierte ich mich darauf stillzuliegen, solange ich konnte. Es stellte sich heraus, daß es mir ziemlich lange gelang.

## Vietnam

Als ich einmal mit meinen Schulfreunden zum Trekking in den Bergen von Kaschmir war, entwickelte sich zwischen den wenigen, die die ganzen Ferien durchhielten, ein Spiel. Es begann auf einer unserer ersten Wanderungen, als wir uns einen Steilhang hinaufplagten, wobei die ungewohnten Rucksackriemen uns die Schultern wundscheuerten. Ich glaube, es war Tim, der mit dem Spiel anfang. Atemlos und mit rotem Gesicht wandte er sich zu uns um und sagte: »Vietnam '69, das war hart, verflucht hart. Wir waren grüner als der Dschungel und brutaler als John *fucking* Wayne.« Dann warf er seinen Rucksack auf den Boden, tat, als wäre er ein Funker, und bellte in ein imaginäres Mikro: »Delta eins-neun-zero, hier ist Alpha Patrol auf dem Nordhang von Hügel sieben-zero-fünf. Wir sind

unter Beschuß, wiederhole, sind unter Beschuß. Brauchen sofort Luftunterstützung – sofort, verflucht.«

Von diesem Augenblick an waren wir im Feld. Der starre Tausendmeterblick wurde geübt, Vogelschwärme wurden zu Hubschrauberstaffeln, ferne Lagerfeuer verwandelten sich in wabernde Napalmwolken. *Napalm*. Wir liebten dieses Wort mehr als jedes andere. Genau wie Robert Duval liebten wir den Geruch von Napalm in aller Herrgottsfrühe.

Als ich noch ein Kind war, schienen junge Leute am liebsten nach Indien und Nepal zu reisen. Und davor – wer weiß? Anfang der sechziger Jahre fuhren die Leute nach Marokko; also war es vielleicht Nordafrika. Vielleicht aber auch Amerika. Keine Ahnung.

Wie dem auch sei, in den frühen Achtzigern zog es die Rucksacktypen von Süd- nach Südostasien. Es gibt viele Gründe dafür: neue Landschaften, neue Zugänge, neue Drogen, billige Reiseangebote, das Bedürfnis, den Klischees aus dem Weg zu gehen, zu denen Indien und Nepal geworden waren. Aber aus irgendeinem Grund lassen alle diese Erklärungen mich kalt. Ich sage nicht, daß sie falsch sind – ich glaube nur, das ist nicht die ganze Geschichte. Was dabei fehlt, ist Vietnam.

Es waren die Vietnamfilme, die mich antörnten, auch wenn sie mich gleichzeitig durcheinanderbrachten. Ich wußte, daß *Apocalypse Now* oder *Platoon* Antikriegsfilme sein sollten, und wenn man mich nach meiner Meinung gefragt hätte, hätte ich instinktiv von der abgefuckten amerikanischen Außenpolitik und von My Lai angefangen. Aber mein Mund wäre da gewissermaßen auf Autopilot geschaltet gewesen. Wenn ich einen Moment lang nachgedacht, *wirklich* nachgedacht hätte, dann hätte ich zugegeben, daß der Vietnamkrieg aussah wie ein Heidenspaß. Ich hätte sogar mein Bedauern darüber zum Ausdruck gebracht, daß ich ihn verpaßt hatte, weil ich zwanzig Jahre zu spät geboren war.

Für mich ging's in Vietnam nicht um Gewalt und Grauen.

Es ging um anderes Zeug: durch den Gewehrlauf Haschisch rauchen, über dem Mekong-Delta LSD abwerfen, mit dem Hubschrauber fliegen, während der »Walkürenritt« aus Lautsprechern dröhnt. Und das alles vor einem Hintergrund, wie ich ihn mir wilder und exotischer nicht vorstellen konnte. Es kam mir phantastisch vor.

Ich kann also nur für mich selbst sprechen, aber ich weiß, daß es die Bilderwelt des Hollywood-Vietnam war, die mich nach Südostasien lockte. Es war, als strahlten die Palmen und Reisfelder einen düsteren Glamour aus, der mich auf der Stelle verzauberte.

»Whuuuuuuuu! Diese Leuchtspurgeschosse machen den Himmel hell wie das gottverdammte Feuerwerk am vierten Juli! Verflucht noch mal, das sehen sie noch in Hanoi, das kannst du mir glauben! Heute nacht ist Grillfest, Mann, und wenn sie nicht krepieren, dann nur, weil wir's nicht probieren!«

Es ist gespenstisch. Selbst nach allem, was am Strand passiert ist, muß ich bei diesem Spiel noch lachen.

## *Erdkunde*

Die Khao San Road erwachte früh. Um fünf setzte das gedämpfte Hupen der Autos unten auf der Straße ein: Bangkoks Variante des Morgenchorals. Dann ratterten die Wasserleitungen unter dem Fußboden, als die Angestellten der Pension duschten. Ich hörte sie reden; klagende Thai-Laute übertönten knapp das Wasserrauschen.

Während ich so auf dem Bett lag und den Morgengeräuschen lauschte, rückte die Anspannung der vergangenen Nacht in unwirkliche Ferne. Ich verstand zwar nicht, was die Thais redeten, aber ihr Geplauder und das gelegentliche Lachen vermittelten ein Gefühl von Normalität: Sie taten, was sie jeden Morgen taten, ihre Gedanken kreisten nur um

die Routine. Ich stellte mir vor, daß sie vielleicht besprachen, wer heute zum Markt gehen und Lebensmittel kaufen und wer die Gänge fegen würde.

Gegen halb sechs öffneten sich klickend die ersten Türriegel. Die Frühaufsteher kamen heraus, und die unersättlichen Partyhechte kamen von Patpong zurück. Zwei deutsche Mädchen polterten die Holzterappe am hinteren Ende meines Korridors herauf; anscheinend trugen sie Clogs. Mir wurde klar, daß es mit den paar Fetzen traumlosen Schlafes, die ich erwischt hatte, vorbei war, und ich beschloß, die Zigarette zu rauchen, die ich mir ein paar Stunden zuvor versagt hatte.

Die frühmorgendliche Zigarette war belebend. Ich starrte zur Decke, und eine leere Streichholzschachtel balancierte als Aschenbecher auf meinem Bauch; mit jeder Rauchwolke, die ich in den Ventilator blies, wuchsen meine Lebensgeister. Wenig später fingen meine Gedanken an, sich mit Essen zu beschäftigen, und ich verließ mein Zimmer, um im Speiseraum unten nach so etwas wie einem Frühstück Ausschau zu halten.

Ein paar Gäste saßen schon da und nippten schlaftrunken an Gläsern mit schwarzem Kaffee. Auf demselben Stuhl wie am Abend zuvor hockte der hilfsbereite Taubstumme beziehungsweise Heroinsüchtige. Nach seinem glasigen Blick zu urteilen, hatte er die ganze Nacht dagesessen. Ich lächelte ihm freundlich zu, und er neigte zur Antwort den Kopf.

Ich studierte die Speisekarte, ein ehemals weißes Blatt mit einer so umfangreichen Liste von Gerichten, daß ich das Gefühl hatte, hier eine Entscheidung zu treffen übersteige meine Kräfte. Dann ließ ein köstlicher Geruch mich aufblicken. Ein Küchenjunge war mit einem Tablett voller Obstpfannkuchen herübergekommen. Er verteilte sie unter einer Gruppe von Amerikanern und unterbrach damit ihre gutgelaunte Diskussion über die Abfahrtszeiten der Züge nach Chiang Mai.

Einer von ihnen sah, wie ich das Essen beäugte, und deutete auf seinen Teller. »Bananenpfannkuchen«, sagte er. »Mit allem Drum und Dran.«

Ich nickte. »Riechen ziemlich gut.«  
»Schmecken noch besser. Engländer?«  
»Mhm.«  
»Schon lange hier?«  
»Seit gestern abend. Und ihr?«  
»'ne Woche«, antwortete er, schob sich ein Stück Pfannkuchen in den Mund und wandte sich ab. Vermutlich bedeutete dies das Ende der Unterhaltung.

Der Küchenjunge kam zu mir an den Tisch, blieb stehen und starrte mich mit verschlafenen Augen erwartungsvoll an.

»Einmal Bananenpfannkuchen, bitte«, sagte ich, zu einer zügigen Entscheidung genötigt.

»Sie woll'n ein Banan'pfannkuch?«

»Ja bitte.«

»Sie woll'n Drink?«

»Äh, eine Cola. Nein, eine Sprite.«

»Ein Banan'pfannkuch, ein Spri'.«

»Bitte.«

Er schlenderte zur Küche zurück, und plötzlich überflutete mich eine warme Woge des Glücks. Das Sonnenlicht fiel auf die Straße. Ein Mann baute auf dem Gehweg seinen Stand auf und arrangierte seine Schwarzkassetten in ordentlichen Reihen. Neben ihm schnitt ein kleines Mädchen eine Ananas auf; sie schälte die rauhe Schale in sauberlichen Spiralmustern ab. Ein noch kleineres Mädchen dahinter hielt mit einem Lappen die Fliegen in Schach.

Ich zündete mir die zweite Zigarette des Tages an. Ich wollte sie nicht, aber ich hatte das Gefühl, genau das müsse jetzt sein.

Die Französin erschien ohne ihren Freund und ohne Schuhe. Ihre Beine waren braun und schlank, ihr Rock war kurz. Auf zarten Füßen tappte sie durch den Speiseraum. Wir alle beobachteten sie. Der Heroinstimme, die Amerikaner, die Thai-Küchenjungen. Wir alle sahen, wie sie die Hüften drehte, um zwischen den Tischen hindurchzugleiten, und wir sahen die



silbernen Armbänder an ihren Handgelenken. Als ihr Blick durch den Raum schweifte, schauten wir weg, und als sie sich der Straße zuwandte, schauten wir wieder hin.

Nach dem Frühstück beschloß ich, einen Spaziergang durch Bangkok zu machen, zumindest durch die Straßen rings um die Khao San. Ich bezahlte mein Essen und ging noch einmal nach oben, um ein bißchen Geld zu holen; vielleicht würde ich irgendwo ein Taxi nehmen müssen.

Oben an der Treppe war eine alte Frau dabei, mit einem Mop die Fenster zu putzen. Wasser strömte an den Scheiben herunter und auf den Boden. Sie war völlig durchnäßt, und der vor dem Fenster herumschwappende Mop flog gefährlich dicht an der nackten Glühbirne vorbei, die von der Decke hing.

»Entschuldigung«, sagte ich, nachdem ich mich vergewissert hatte, daß die potentielle Todespfütze, die sich da auf dem Boden ausbreitete, mich nicht erreichte. Sie drehte sich um. »Das Wasser ist eine gefährliche Sache bei dem Licht.«

»Ja«, antwortete sie. Ihre Zähne waren abwechselnd schwarz verfault und gelb wie Senf; es sah aus, als hätte sie den Mund voller Wespen. »Heiß-heiß.« Absichtlich streifte sie die Glühbirne mit dem Rand ihres Mops. Das Wasser zischte, und ein Dampfölkchen stieg zur Decke.

Mich schauderte. »Vorsicht! Der Strom ist lebensgefährlich.«

»Heiß.«

»Ja, aber ...« Ich zögerte, als ich merkte, daß ich mit Worten nicht weiterkam. Aber ich warf die Flinte noch nicht ins Korn.

Ich schaute mich um. Wir beide waren allein auf dem Treppenabsatz.

»Okay, guck.«

Ich legte eine kurze Pantomime als Fensterputzer hin, bevor ich meinen imaginären Mop an die Lampe reckte. Dann zuckte ich, vom Elektroschock hingerichtet, hin und her.

Sie legte mir eine runzlige Hand auf den Arm, um meine Krämpfe zu beenden.

»Hey, man«, näselt sie mit einer hohen Stimme. »Alles cool.«

Ich zog die Brauen empor; ich war nicht ganz sicher, ob ich richtig gehört hatte.

»Easy«, sagte sie. »Null Problem.«

»Na schön«, sagte ich und bemühte mich, die Kombination aus Thai-Oma und Hippie-Jargon mit Anstand zu akzeptieren. Sie arbeitete offensichtlich schon sehr lange in der Khao San Road. Ich fühlte mich düpiert, als ich auf mein Zimmer zuing.

»Hey«, rief sie mir nach. »B'ief für dich, man.«

Ich blieb stehen. »Was?«

»B'ief.«

»Ein Brief?«

»Ein B'ief! An Tür!«

Ich nickte dankend und fragte mich, woher sie wohl wußte, welches mein Zimmer war. Ich ging weiter, und richtig, an meiner Tür war mit Klebstreifen ein Brief befestigt. »Hier ist eine Karte«, stand darauf in einer mühselig verknoteten Handschrift. Ich war immer noch so verblüfft über das seltsame Vokabular der alten Frau, daß mich der Brief völlig unbeeindruckt ließ.

Auf ihren Mop gestützt, beobachtete mich die alte Frau vom Ende des Korridors her. Ich hielt den Umschlag hoch. »Hab ihn. Danke. Wissen Sie, von wem er ist?«

Sie runzelte die Stirn. Diese Frage hatte sie nicht verstanden.

»Haben Sie gesehen, wer den hierher gebracht hat?«

Ich begann mit einer neuen kleinen Pantomime, und sie schüttelte den Kopf.

»Na, trotzdem danke.«

»Null Problem«, sagte sie und wandte sich wieder ihrem Fenster zu.

Einen Augenblick später saß ich auf dem Bett; der Ventila-

tor kühlte mir den Nacken, und ich hielt die Karte in den Händen. Der leere Umschlag neben mir raschelte im Luftzug. Draußen klapperte die alte Frau mit Mop und Eimer die Treppe hinauf zum nächsten Fenster.

Die Karte war wunderschön bunt gemalt. Die Umrise der Inseln waren mit grünem Kugelschreiber gezeichnet, und kleine blaue Buntstiftwellen kräuselten sich auf dem Meer. Oben in der rechten Ecke war ein Kompaß aufgemalt, sorgfältig in sechzehn Strahlen unterteilt, jeder mit einer Pfeilspitze und der entsprechenden Himmelsrichtung versehen. Am oberen Rand der Karte stand in dickem roten Filzstift »Golf von Thailand«. Ein dünnerer Rotstift war für die Namen der Inseln benutzt worden.

Das alles sah so ordentlich gemalt aus, daß ich lächeln mußte. Es erinnerte mich an Erdkunde-Hausaufgaben und Pauspapier. Mir ging durch den Kopf, wie mein Lehrer die Schulhefte und seine sarkastischen Bemerkungen verteilt hatte.

»Und von wem ist das?« murmelte ich und suchte noch einmal im Umschlag nach einer erklärenden Begleitnotiz. Der Umschlag war leer.

Dann fiel mir an einer Gruppe kleinerer Inseln ein schwarzes Zeichen auf. Ein »X«. Ich schaute genauer hin. In winzigen Lettern stand darunter das Wort »Strand«.

Ich wußte nicht genau, was ich dazu sagen sollte. Einerseits war ich schlicht neugierig; ich wollte einfach wissen, was es mit diesem Strand auf sich hatte. Andererseits war ich sauer. Es sah so aus, als hätte der Typ sich vorgenommen, sich in meine Ferien hineinzudrängen und mir auf die Nerven zu gehen, indem er mitten in der Nacht durch das Fliegengitter zischte und mir seltsame Karten zuspilte.

Seine Tür war nicht abgeschlossen, das Vorhängeschloß weg. Ich lauschte einen Moment lang, bevor ich anklopfte, und als ich es tat, schwang die Tür auf.

Trotz der Zeitungsseiten, die vor dem Fenster klebten, fiel genug Licht ins Zimmer. Der Mann lag auf dem Bett und starrte zur Decke. Ich glaube, er hatte sich die Handgelenke aufgeschnitten. Es konnte auch die Gurgel sein. Im Halbdunkel und bei soviel verspritztem Blut war es schwer zu erkennen, was er sich aufgeschlitzt hatte. Aber ich wußte, daß er es selbst gemacht hatte: Er hatte ein Messer in der Hand.

Ich stand regungslos da und starrte den Toten eine Weile an. Dann ging ich Hilfe holen.

## *Étienne*

Der Polizist schwitzte, aber das hatte nichts mit der Hitze zu tun. Dank der Klimaanlage war es in dem Zimmer kalt wie in einem Kühlschrank. Es kam eher von der Anstrengung des Englischsprechens. Wenn er an ein schwieriges Wort oder einen komplizierten Satz geriet, legte seine Stirn sich in hundert Falten, und dann erschienen kleine Schweißperlen auf seiner braunen Haut, die wie Opale glänzten.

»Aber Misser Duck nich Ihr Freun'«, sagte er.

Ich schüttelte den Kopf. »Ich hab ihn gestern abend zum erstenmal gesehen. Und hören Sie. Dieser Name, Duck, das ist kein richtiger Name. Das ist ein Spitzname.«

»Spi'name?« wiederholte der Polizist.

»Kein richtiger Name.« Ich deutete auf sein Notizbuch, wo er sich den Namen aufgeschrieben hatte. »Daffy Duck ist eine Comicfigur.«

»Comicfigu'?«

»Ja.«

»Misser Duck is Comicfigur?«

»Wie Bugs Bunny. Äh... Mickymaus.«

»Oh«, sagte der Polizist. »Also er gib falsche Name in Pen-sio'.«

»Richtig.«

Der Polizist wischte sich mit dem Ärmel übers Gesicht. Schweiß tröpfelte auf sein Notizbuch und ließ die Tinte verschwimmen. Er runzelte die Stirn, und neue Tröpfchen erschienen dort, wo er die alten gerade weggewischt hatte.

»Jetzt will ich Sie fragen nach Tator'.«

»Okay.«

»Sie gehen Misser Duck Zimmer warum?«

»Weil er mich letzte Nacht aufgeweckt hat. Ich wollte ihm sagen, daß er es nicht noch mal tun soll.« Das hatte ich mir zu rechtgelegt, als wir die Khao San Road hinunter zur Polizeiwache gegangen waren.

»Ah. Letz Nach' Misser Duck mach Krach.«

»Ja.«

»Und was finden in Zimmer, hah?«

»Nichts. Ich habe gesehen, daß er tot ist, und an der Rezeption Bescheid gesagt.«

»Misser Duck schon tot? Woher wissen Sie?«

»Wußte ich nicht. Ich dachte es mir bloß. Da war 'ne Menge Blut.«

Der Polizist nickte weise und lehnte sich auf seinem Stuhl zurück.

»Ich glaube, Sie wüten' über zuviel Krach letz' Nach', hah?«

»Na klar.«

»Wie wütend auf Misser Duck?«

Ich hob die Hände. »Ich habe den ganzen Morgen im Speiseraum unten gesessen und gefrühstückt. Von sechs bis neun. Viele Leute haben mich da gesehen.«

»Vielleicht' er stirb vor sechs.«

Ich zuckte die Achseln. Da machte ich mir keine Sorgen. Im Geiste sah ich klar und deutlich das matte Licht, das durch das zeitungsverklebte Fenster hereinfiel, und die funkelnden Lichtreflexe auf Mister Duck. Das Blut war ziemlich naß gewesen.

Der Polizist seufzte. »Okay«, sagte er. »Noch mal erzähl' von letz' Nach'.«

Warum ich die Karte nicht erwähnte? Weil ich nicht in irgendeiner ausländischen Polizeiermittlung hineingezogen werden und mir meine Ferien versauen lassen wollte. Außerdem kümmerte mich der Tod dieses Typen nicht weiter. Ich sah es so: Thailand ist ein exotisches Land mit Drogen und Aids, und es ist ein bißchen gefährlich, und wenn Daffy Duck sich zu weit rausgewagt hatte, dann war das sein Bier.

Ich hatte auch nicht den Eindruck, daß den Polizisten die ganze Sache sonderlich interessierte. Nachdem er mich noch einmal dreißig Minuten lang erbarmungslos ausgefragt hatte (»Können Sie beweisen, daß Sie haben Banan'pfannkuch' essen?«), ließ er mich laufen und ersuchte mich, die Khao San Road in den nächsten vierundzwanzig Stunden nicht zu verlassen.

Der Freund des französischen Mädchens saß auf der Treppe vor der Polizeiwache und hielt das Gesicht in die Sonne. Offensichtlich hatten sie ihn ebenfalls zum Verhör geholt. Er sah zu mir auf, als ich die Treppe herunterkam; vielleicht hatte er seine Freundin erwartet. Dann drehte er sich wieder um.

Normalerweise hätte ich das so gedeutet, daß er nicht plaudern wollte. Ich bin viel allein unterwegs und deshalb manchmal ziemlich froh, wenn sich jemand mit mir unterhält. Dabei achte ich genau auf die Körpersprache der anderen, denn selbst wenn ich mich ein bißchen einsam fühle, will ich mich doch niemandem aufdrängen. Diesmal aber ignorierte ich das Signal. Ich wollte zwar mit der Polizei nichts zu tun haben, hatte aber trotzdem den Drang, über den Todesfall zu reden.

Ich setzte mich neben ihn, so daß er mir nicht ausweichen konnte. Wie sich herausstellte, hatte ich das Signal sowieso falsch gedeutet. Er war sehr freundlich.

»Hallo«, sagte ich. »Sprichst du Englisch? Äh, *je parle français un petit peu, mais malheureusement je suis pas très bon.*«

Er lachte. »Ich spreche Englisch«, antwortete er mit leichtem Akzent.

»Du bist wegen dem Typen hier, der gestorben ist, hm?«

»Ja. Ich hab gehört, du hast ihn gefunden.«

Ich war berühmt.

»Ja.« Ich zog meine Zigaretten aus der Tasche. »Heute morgen.«

»Das muß schlimm gewesen sein.«

»Es war okay. Rauchst du?«

»Nein, danke.«

Ich zündete mir eine an.

»Also, ich bin Richard«, sagte ich und blies den Rauch aus.

»Étienne«, sagte er, und wir gaben einander die Hand.

Am Abend zuvor hatte ich ihn auf etwa achtzehn geschätzt, aber bei Tageslicht sah er älter aus. Zwanzig oder einundzwanzig. Er hatte etwas Mediterranes: kurze, dunkle Haare, schlanke Figur. Ich sah ihn vor mir, wie er in ein paar Jahren aussehen würde: etliche Pfund schwerer, ein Glas Ricard in der einen Hand, eine Boule in der anderen.

»Es ist schon verrückt«, sagte ich. »Ich bin erst gestern angekommen. Wollte mich in Bangkok etwas erholen, wenn das möglich ist, und statt dessen passiert mir so was.«

»Oh, wir sind schon vier Wochen hier, und für uns ist es auch verrückt.«

»Na ja, vermutlich ist es immer ein bißchen komisch, wenn jemand stirbt. Und, wo seid ihr im letzten Monat so gewesen? Doch bestimmt nicht nur in Bangkok.«

»Nein, nein.« Étienne schüttelte energisch den Kopf. »Ein paar Tage in Bangkok sind genug. Wir waren im Norden.«

»Chiang Mai?«

»Ja, wir haben eine Tour gemacht, Floßfahrt auf dem Fluß. Sehr langweilig, nicht?« Seufzend ließ er sich zurücksinken und lehnte sich an die Steinstufe hinter ihm.

»Langweilig?«

»Rafting, Trekking. Ich wollte mal was anderes machen, und alle anderen wollen das auch. Aber wir machen alle das gleiche. Es gibt kein ... äh ... «

»Abenteuer.«

»Nun, deshalb kommen wir aber her.« Er deutete um die Ecke der Polizeiwache zur Khao San Road. »Wir suchen Abenteuer und finden das hier.«

»Enttäuschend.«

»Ja.«

Étienne schwieg einen Moment und runzelte die Stirn. Dann sagte er: »Dieser Mann, der da gestorben ist. Er war sehr merkwürdig. Wir haben ihn nachts gehört. Er redete und schrie... Die Wände sind so dünn.«

Zu meinem Ärger wurde ich rot, als mir einfiel, daß ich die beiden beim Sex gehört hatte. Ich nahm einen tiefen Zug aus meiner Zigarette und starrte die Treppe hinunter. »Wirklich?« sagte ich. »Ich war letzte Nacht so müde, daß ich nur geschlafen habe.«

»Ja. Manchmal kommen wir extra spät in die Pension zurück, damit er schon schläft.«

»Das wird ja nun kein Problem mehr sein.«

»Oft konnten wir ihn gar nicht verstehen. Ich weiß, daß er Englisch sprach. Ich habe manche Wörter erkannt, aber... es war nicht leicht.«

»Leicht war es für mich auch nicht. Er war Schotte. Ziemlich starker Akzent.«

»Ach... dann hast du ihn letzte Nacht gehört?«

Jetzt war es Étienne, der rot wurde. Seine Verlegenheit war ebenso groß wie meine. Es war komisch, aber wenn seine Freundin häßlich gewesen wäre, hätte mich das Ganze nur amüsiert; weil sie aber so attraktiv war, fühlte ich mich fast, als hätte ich ein Verhältnis mit ihr. Was ich natürlich auch hatte. Im Geiste jedenfalls.

So erröteten wir beide, und als das verlegene Schweigen allzu drückend wurde, sagte ich viel zu laut: »Ja, aber sein Akzent war wirklich heftig.«

»Ah«, sagte Étienne, ebenfalls ein wenig entschlossen. »Jetzt verstehe ich.«



Nachdenklich strich er sich übers Kinn, als müsse er einen Bart glattstreichen. »Er redete von einem Strand«, sagte er dann.

Dabei sah er mir in die Augen. Er beobachtete mein Gesicht und wartete auf eine Reaktion – das war offensichtlich. Ich nickte, damit er weiterredete.

»Die ganze Nacht sprach er davon. Ich lag wach im Bett, weil ich bei seinem Gebrüll nicht schlafen konnte, und dann versuchte ich, seine Worte zusammenzusetzen. Wie ein Puzzle.« Étienne lachte. »Verdammte Schlampe«, sagte er und ahmte die Stimme des Mannes dabei ziemlich gut nach. »Drei Nächte hab ich gebraucht, um zu verstehen, daß er von einem Strand sprach. Wie bei einem Puzzle.«

Ich nahm noch einen Zug und überließ es Étienne, die Pause im Gespräch zu füllen.

»Ich mag Puzzles«, sagte er, aber er redete eigentlich nicht mit mir. Dann ließ er das Schweigen länger werden.

Auf einem Trip nach Indien, mit siebzehn und mit mehr Hasch in der Birne als Verstand, beschlossen mein Freund und ich, auf dem Flug von Srinagar nach Delhi ein paar Gramm Rauschgift mitzunehmen. Jeder machte seinen eigenen Plan. Ich wickelte meins in Plastik und Klebeband und tränkte das Päckchen mit Deodorant, um den Geruch zu überdecken. Dann stopfte ich es in ein Röhrchen mit Malaria-Tabletten. Diese Vorsichtsmaßnahmen waren sicher völlig überflüssig. Die Zollbeamten würden sich wohl kaum für Inlandsflüge interessieren, aber ich machte es trotzdem.

Als wir zum Flughafen kamen, hatte ich eine Scheißangst. Ich meine, eine *Scheißangst* – meine Augen quollen aus den Höhlen, ich zitterte und schwitzte wie ein Schwein. Und trotz meiner Angst tat ich etwas Außergewöhnliches. Ich erzählte einem Wildfremden, einem Typen, dem ich im Wartesaal über den Weg lief, daß ich Stoff in meinem Rucksack hätte. Er brauchte mir diese Information nicht mal aus den Rippen zu

leiern. Ich gab sie ihm freiwillig. Ich lenkte das Gespräch auf das Thema Drogen, und dann gestand ich, daß ich ein Schmuggler sei.

Ich weiß nicht, warum ich das tat. Ich wußte, daß es völlig dämlich war, aber ich quatschte drauf los und erzählte es. Ich mußte einfach jemandem erzählen, was ich da machte.

»Ich weiß, wo der Strand ist«, sagte ich.

Étienne zog die Brauen hoch.

»Ich habe eine Karte.«

»Eine Karte von dem Strand?«

»Der tote Typ hat sie mir gezeichnet. Sie klebte heute morgen an meiner Tür. Man sieht, wo der Strand ist und wie man hinkommt. Ich hab sie in meinem Zimmer.«

Étienne stieß einen Pfiff aus. »Hast du das der Polizei erzählt?«

»Nein.«

»Vielleicht ist es wichtig. Vielleicht hat es etwas zu tun mit seinem ...«

»Vielleicht.« Ich schnippte die Zigarette weg. »Aber ich will da nicht hineingezogen werden. Vielleicht denken sie dann, ich kannte ihn, oder so was.«

»Eine Karte«, sagte Étienne leise.

»Gut, was?«

Plötzlich stand Étienne auf. »Kann ich sie sehen? Hättest du was dagegen?«

»Äh, eigentlich nicht«, sagte ich. »Aber wartest du nicht auf...?«

»Meine Freundin? Françoise? Sie kennt den Weg zur Pension. Nein, ich würde gern die Karte sehen.« Seine Hand legte sich leicht auf meine Schulter. »Wenn ich darf.«

Überrascht von der Vertraulichkeit dieser Geste zuckte meine Schulter, und die Hand sank herunter.

»Ja, klar«, sagte ich. »Gehen wir.«

## Stumm

Wir redeten nicht auf dem Heimweg. Es hatte keinen Sinn. Man mußte sich zwischen Hunderten von Rucksäcken hindurchschlängeln, und das machte jedes Gespräch unmöglich. Vorbei an den Ständen mit Schwarzmarktkassetten, durch Musikzonen, mal schneller, mal langsamer. Creedence Clearwater forderten uns auf, durch den Dschungel zu laufen, als hätten wir diese Aufforderung nötig gehabt. Techno-Beat pumpte aus verzerrenden Boxen, dann Jimi Hendrix.

Platoon. Jimi Hendrix, Rauschgift und Gewehrläufe.

Ich suchte den Geruch von Marihuana, um all dies zusammenzubringen, und fand ihn inmitten des Gestanks von heißer Gosse und klebrigem Teer. Ich glaube, er kam von oben – von einem Balkon voller Zöpfe und schmutziger T-Shirts, die am Geländer lehnten und die Szenerie genossen.

Eine braune Hand schnellte vor und hielt mich fest. Ein Thai, der an seinem Verkaufsstand hockte, ein schlanker Mann mit Akne-Narben, hatte meinen Arm gepackt. Ich schaute zu Étienne hinüber. Er hatte es nicht bemerkt und lief weiter. Dann verlor ich ihn im Gedümpel von Köpfen und braunen Hälsen.

Der Mann fing an, mit der freien Hand meinen Unterarm zu streicheln, geschmeidig und flink, doch er ließ mich nicht los. Ich runzelte die Stirn und versuchte mich loszureißen. Er zog mich zu sich heran und führte meine Hand zu seinem Schenkel. Ich ballte die Finger zur Faust, und meine Knöchel drückten sich in seine Haut. Leute drängten sich an mir vorbei und rempelten mich an. Einer sah mir in die Augen und lächelte. Statt meines Arms streichelte der Mann jetzt mein Bein.

Ich sah ihn an. Seine Miene war ausdruckslos und unergründlich, sein Blick auf meinen Bauch gerichtet. Er streichelte ein letztes Mal mein Bein und drehte dabei das Handgelenk so, daß sein Daumen kurz unter den Stoff meiner Shorts

glitt. Dann ließ er meinen Arm los, tätschelte mir den Hintern und wandte sich wieder seinem Stand zu.

Ich trabte hinter Étienne her – er war zwanzig Meter weiter stehengeblieben und hatte die Hände in die Hüften gestemmt. Als ich herankam, zog er die Brauen hoch. Ich runzelte die Stirn, und wir gingen weiter.

In der Pension saß der schweigsame Heroinsüchtige auf seinem gewohnten Platz. Als er uns sah, zog er mit dem Zeigefinger einen Strich über sein Handgelenk. »Traurig, was?« wollte ich sagen, aber meine Lippen klebten und wollten sich kaum öffnen. Das Geräusch, das aus meiner Kehle kam, war ein Seufzer.

## *Françoise*

Étienne starrte fünf Minuten lang wortlos auf die Karte. Schließlich sagte er: »Warte«, und sauste aus dem Zimmer. Ich hörte ihn nebenan herumwühlen, und dann kam er mit einem Reiseführer zurück. »Da.« Er deutete auf die aufgeschlagene Seite. »Das sind die Inseln auf der Karte. Ein Nationalpark, westlich von Ko Samui und Ko Pha-Ngan.«

»Ko Samui?«

»Ja. Schau. Alle Inseln sind geschützt. Touristen können da nicht hin, verstehst du?«

Tat ich nicht. Der Reiseführer war französisch. Aber ich nickte trotzdem.

Étienne las eine Weile schweigend und fuhr dann fort. »Ah, Touristen können...« Er nahm die Karte und zeigte auf eine der größeren Inseln in dem kleinen Archipel, drei Inseln unterhalb des »X«, das den Strand bezeichnete, »... hierhin. Nach Ko Phelong. Man kann mit einer speziell geführten Tour von Ko Samui nach Ko Phelong, aber... aber darf nur eine Nacht dortbleiben. Und die Insel nicht verlassen.«

»Dieser Strand liegt also in einem Naturschutzgebiet.«

»Ja.«

»Und wie soll man da hinkommen?«

»Gar nicht.«

Ich lehnte mich auf dem Bett zurück und zündete mir eine Zigarette an. »Dann wäre die Sache geklärt. Die Karte ist Stuß.«

Étienne schüttelte den Kopf. »Nein. Kein Stuß. Im Ernst, wieso hat der Mann sie dir gegeben? Er hat sich soviel Mühe gemacht. Guck mal, die kleinen Wellen.«

»Er hat sich Daffy Duck genannt. Er war verrückt.«

»Glaube ich nicht. Paß auf.« Étienne nahm seinen Reiseführer und begann stockend zu übersetzen. »Die abenteuerlustigen Reisenden... erforschen nun die Inseln hinter Ko Samui auf der Suche nach... auf der Suche nach, äh... Ruhe, und Ko Pha-Ngan ist ein... beliebtes Ziel. Aber selbst Ko Pha-Ngan ist...« Er brach ab. »Okay, Richard. Hier steht, die Leute wollen zu den Inseln jenseits von Ko Pha-Ngan, weil Ko Pha-Ngan inzwischen genauso ist wie Ko Samui.«

»Genauso?«

»Verdorben. Zu viele Touristen. Aber das Buch ist drei Jahre alt. Inzwischen finden vielleicht manche Rucksackfreunde, daß die Inseln hinter Ko Pha-Ngan auch versaut sind. Also suchen sie sich eine völlig neue, im Nationalpark.«

»Aber sie dürfen doch nicht dorthin.« Étienne verdrehte die Augen. »Eben! Deshalb tun sie es ja gerade. Weil da keine anderen Touristen sind.«

»Die Thai-Behörden werden sie einfach fortjagen.«

»Guck doch mal, wie viele Inseln da sind. Wie soll man sie da finden? Wenn sie ein Boot hören, verstecken sie sich. Man muß schon genau wissen, daß sie dort sind, wenn man sie ausfindig machen will – und wir wissen es. Wir haben das hier.« Er schob die Karte übers Bett zu mir herüber. »Weißt du, Richard, ich glaube, ich möchte diesen Strand finden.«

Ich lächelte.

»Wirklich«, sagte Étienne. »Du kannst mir glauben. Ich möchte es.«

Ich glaubte ihm. Sein Blick kam mir bekannt vor. In meiner frühen Jugend habe ich eine kleine kriminelle Phase durchlaufen, zusammen mit zwei Freunden, Sean und Danny. In den frühen Morgenstunden, allerdings nur an Wochenenden, weil wir an die Schule denken mußten, stromerten wir durch die Straßen in unserem Viertel und zerschlugen alles mögliche. »Hot Bottle« war unser Lieblingsspiel. Dazu klauten wir die leeren Milchflaschen vor den Haustüren, warfen sie in die Luft und versuchten sie aufzufangen. Den meisten Spaß machte es, wenn eine Flasche zu Boden fiel; man sah die silberne Explosion der Glasscherben und fühlte, wie sie einem gegen die Jeans flogen. Das Wegrennen vom Tatort brachte einen zusätzlichen Kick, idealerweise begleitet vom Geschrei der wütenden Erwachsenen, das uns in den Ohren gellte.

Étiennes Blick erinnerte mich an eine spezielle Begebenheit, als wir nämlich vom Flaschenzerschlagen zum Autozertrümmern fortschritten. Wir saßen bei uns in der Küche und diskutierten spielerisch über den Vorschlag, und dann sagte Sean: »Wir machen es einfach.« Er sagte es beiläufig, aber sein Blick war ernst. In seinen Augen sah ich, daß er das Nachdenken über Durchführbarkeit und Konsequenzen hinter sich gelassen hatte und im Geiste bereits das Geräusch der zersplitternden Windschutzscheibe hörte.

Étienne, das ahnte ich, hörte das Rauschen der Brandung an dem verborgenen Strand oder versteckte sich im Geiste vor der Nationalparkwache. Die Wirkung auf mich war die gleiche wie damals, als Sean gesagt hatte: »Wir machen es einfach«. Eine Idee wurde plötzlich ausgeführt. Der Karte folgen – das war plötzlich etwas, das stattfinden sollte.

»Ich nehme an«, sagte ich, »wir würden einen Fischer finden, der uns zu der Insel bringt.«

Étienne nickte. »Ja. Es könnte schwierig sein, dort hinzukommen, aber nicht unmöglich.«

»Wir müßten zuerst nach Ko Samui.«

»Oder nach Ko Pha-Ngan.«

»Vielleicht ginge es sogar von Surat Thani aus.«

»Oder von Ko Phelong.«

»Wir müßten mal ein bißchen rumfragen...«

»Aber es gibt bestimmt jemanden, der uns hinbringt.«

»Ja...«

In dem Augenblick kam Françoise von der Polizeiwache zurück.

Wenn Étienne derjenige war, der die Idee, den Strand zu suchen, in eine Möglichkeit verwandelt hatte, so war es Françoise, die dafür sorgte, daß es wirklich geschah. Das Komische war, daß sie es eher beiläufig tat, einfach indem sie selbstverständlich davon ausging, daß wir es versuchen würden.

Ich wollte nicht, daß es aussah, als sei ich von ihrem hübschen Aussehen beeindruckt, deshalb sagte ich, als sie den Kopf zur Tür hereinstreckte, nur »Hallo« und wandte mich wieder der Karte zu.

Étienne rutschte auf meinem Bett zur Seite und klopfte mit der flachen Hand auf die Stelle, die er freigemacht hatte. Françoise blieb in der Tür stehen. »Ich habe nicht auf dich gewartet«, sagte er auf englisch, vermutlich aus Rücksicht auf mich. »Ich habe Richard getroffen.« Sie ging nicht auf seinen Sprachvorschlag ein, sondern ratterte auf französisch los. Ich konnte ihrem Gespräch nicht folgen und verstand nur hin und wieder einzelne Wörter, darunter meinen Namen, aber das Tempo und die Heftigkeit des Wortwechsels ließen mich vermuten, daß sie entweder stinksauer war, weil er ohne sie verschwunden war, oder einfach nur dringend loswerden wollte, was auf der Polizeiwache passiert war.

Nach einer Weile entspannte sich der Tonfall. Dann fragte

Françoise auf englisch: »Kann ich eine Zigarette haben, Richard?«

Ich gab ihr eine und hielt ihr ein Streichholz hin. Als sie die Hände darüber wölbte, um die Flamme vor dem Luftzug des Ventilators zu schützen, bemerkte ich eine Tätowierung, einen winzigen Delphin, halb verborgen unter ihrem Uhrarmband. Es war eine merkwürdige Stelle für eine Tätowierung, und fast hätte ich eine entsprechende Bemerkung gemacht, aber dann kam es mir doch zu vertraulich vor. Narben und Tätowierungen. Da muß man jemanden schon ziemlich gut kennen, bevor man Fragen stellt.

»Was hat es mit der Karte von dem Toten auf sich?« fragte Françoise.

»Ich habe sie heute morgen an meiner Tür gefunden...« setzte ich an, aber sie fiel mir ins Wort.

»Ja, das hat Étienne mir schon erzählt. Ich will sie sehen.«

Ich reichte ihr die Karte, und Étienne deutete auf den Strand.

»Oh«, sagte sie. »Bei Ko Samui.«

Étienne nickte begeistert. »Ja. Nur eine kleine Bootsfahrt. Vielleicht erst nach Ko Phelong, da können Touristen für einen Tag hin.«

Françoise legte den Finger auf die mit »X« bezeichnete Insel. »Und wie erfahren wir, was uns da erwartet?«

»Gar nicht«, sagte ich.

»Und wenn da nichts ist, wie kommen wir dann zurück nach Ko Samui?«

»Wir fahren zurück nach Ko Phelong«, sagte Étienne. »Dort warten wir auf ein Touristenboot. Wir sagen einfach, wir hätten uns verirrt. Ist doch egal.«

Françoise paffte zierlich an ihrer Zigarette, sie ließ den Rauch kaum in ihre Lunge. »Verstehe... Wann fahren wir?«

Ich sah Étienne an, und er erwiderte meinen Blick.

»Ich habe genug von Bangkok«, fuhr Françoise fort. »Wir könnten heute abend den Nachtzug nach Süden nehmen.«



»Tja, äh...« stammelte ich. Das Tempo, in dem sich die Sache entwickelte, brachte mich ins Schleudern. »Wir müssen wohl noch ein bißchen warten. Dieser Typ, der da Selbstmord begangen hat... Ich darf den Ort hier vierundzwanzig Stunden nicht verlassen.«

Françoise seufzte. »Geh zur Polizei und sag, daß du weg mußt. Die haben doch deine Paßnummer, oder?«

»Ja, aber...«

»Dann lassen sie dich gehen.«

Sie drückte ihre Zigarette auf dem Fußboden aus, als wolle sie sagen: Ende der Diskussion. Und das war es.

### *Lokalkolorit*

Am Nachmittag ging ich noch einmal zur Polizei, und wie Françoise vorausgesagt hatte, machten sie keine Schwierigkeiten. Der detaillierte Vorwand, den ich mir ausgedacht hatte – ich müsse mich in Surat Thani mit einem Freund treffen –, wurde beiseite gewischt. Ihre einzige Sorge war, daß Mister Duck keinen Ausweis gehabt hatte, und deshalb wußten sie nicht, welche Botschaft sie informieren sollten. Als ich ihnen sagte, daß ich ihn für einen Schotten gehalten hätte, waren sie froh.

Auf dem Rückweg zur Pension ging mir plötzlich die Frage durch den Kopf, was nun mit Mister Ducks Leiche geschehen würde. Bei all der Aufregung wegen der Karte hatte ich ganz vergessen, daß da jemand gestorben war. Ohne Papiere konnte die Polizei ihn nirgendwohin überführen. Vielleicht würden sie ihn ein, zwei Jahre tiefgefroren in Bangkok lagern, vielleicht auch einäschern. Das Bild seiner Mutter in Europa kam mir in den Sinn; noch wußte sie nicht, daß jetzt ein paar dunkle Monate für sie begannen, in denen sie versuchen würde, herauszufinden, warum ihr Sohn nichts mehr von sich hören

ließ. Es kam mir unrecht vor, daß ich über eine so wichtige Information verfügte, während sie ahnungslos war. Falls sie existierte.

Diese Gedanken beunruhigten mich. Ich beschloß, einen kleinen Umweg zu machen, um Étiennes und Françaises Fragen über den Strand und die Karte aus dem Weg zu gehen. Ich hatte Lust, ein bißchen allein zu sein. Wir hatten verabredet, um zwanzig Uhr dreißig mit dem Zug in den Süden zu fahren; ich konnte mir also zwei Stunden Zeit lassen.

Von der Khao San Road bog ich nach links ab, ging durch eine schmale Gasse, duckte mich unter einem Baugerüst an einem halbfertigen Haus entlang und kam an einer verkehrsreichen Hauptstraße heraus. Unvermittelt sah ich mich von Thais umgeben. Ich hatte ganz vergessen, in welchem Land ich war, solange ich dort im Rucksackbezirk gehockt hatte; jetzt brauchte ich ein paar Minuten, um mich an die Veränderung zu gewöhnen.

Nach kurzer Zeit kam ich an eine niedrige Brücke, die über einen Kanal führte. Sie war nicht gerade pittoresk, aber ich blieb doch stehen, suchte mein Spiegelbild im Wasser und verfolgte die benzinbunten Wirbel. Rechts und links an den Kanalböschungen klebten gefährlich schräge Slumhütten. Die Sonne, die den ganzen Vormittag über im Dunst gehangen hatte, knallte jetzt herunter. Bei den Hütten suchte eine Horde Kinder Abkühlung. Sie sprangen mit hochgezogenen Knien ins Wasser und spritzten sich gegenseitig naß.

Ein Junge bemerkte mich. Ein helles Gesicht wäre sonst vermutlich von Interesse für ihn gewesen, aber nicht jetzt. Er starrte mich ein paar Sekunden lang an, unverschämt oder gelangweilt, und sprang dann ins schwarze Wasser. Ein ehrgeiziger Salto gelang, und seine Freunde kreischten beifällig.

Als der Bengel wassertretend an die Oberfläche kam, sah er mich wieder an. Seine Armbewegungen räumten im schwimmenden Abfall eine kreisrunde Fläche frei. Zerbröckeltes Styropor, das einen Augenblick lang aussah wie Seifenschaum.

Ich zupfte mir das Hemd vom Rücken. Der Schweiß hatte es an die Haut geklebt.

Alles in allem entfernte ich mich schätzungsweise zwei Meilen von der Khao San Road. Ich aß an einem Straßenstand hinter dem Kanal eine Nudelsuppe, schlängelte mich durch mehrere Verkehrsstaus und kam an ein, zwei kleinen Tempeln vorbei, die sich diskret zwischen fleckige Betonbauten duckten. Nirgends ein Anblick, bei dem ich bereut hätte, daß ich Bangkok so bald wieder verlassen würde. Ich stehe sowieso nicht besonders auf Sehenswürdigkeiten. Selbst wenn ich ein paar Tage länger geblieben wäre, hätten meine Erkundungen mich wahrscheinlich nicht über die Striplokale in der Patpong Road hinausgeführt.

Schließlich war ich so weit gewandert, daß ich keine Ahnung mehr hatte, wie ich zurückkommen sollte; also nahm ich mir ein Tuk-Tuk. In gewisser Hinsicht war das der beste Teil des Ausflugs, so im blauen Auspuffdunst dahinzutuckern und Details zu sehen, die einem als Fußgänger nicht auffallen.

Étienne und Françoise saßen im Speiseraum und hatten ihr Gepäck neben sich stehen.

»Hey«, sagte Étienne. »Wir dachten schon, du hättest es dir anders überlegt.«

Ich verneinte, und er sah erleichtert aus.

»Dann solltest du vielleicht gleich packen. Ich glaube, wir sollten frühzeitig am Bahnhof sein.«

Ich ging nach oben, um mein Gepäck zu holen. Auf dem Treppenabsatz meiner Etage traf ich den stummen Junkie, der auf dem Weg nach unten war. Es war eine doppelte Überraschung – ihn woanders als auf seinem gewohnten Platz zu sehen und außerdem festzustellen, daß er überhaupt nicht stumm war.

»Abreise?« fragte er, als wir aufeinander zukamen.

Ich nickte.

»Zu weißem Sand und blauem Wasser?«

»Mhm.«

»Na, dann laß dir nichts zustoßen.«

»Ich werd's versuchen.«

Er lächelte. »Natürlich wirst du's versuchen. Du solltest dir aber tatsächlich nichts zustoßen lassen.«

*So ist nun mal das Leben,  
Jim, so und nicht anders*

Wir nahmen den Nachtzug in den Süden. Erste Klasse. Ein Kellner servierte eine billige, gute Mahlzeit an einem Tisch, der sich hochklappen ließ und fleckenlose Kojen freigab. In Surat Thani stiegen wir aus und fuhren mit dem Bus nach Don Sak. Dort bestiegen wir die Fähre nach Songserm, die uns geradewegs zum Pier von Na Thon brachte.

So kamen wir nach Ko Samui.

Ich konnte mich erst entspannen, als ich den Vorhang an meiner Koje zugezogen und mich vom Rest des Zuges abgeschottet hatte. Besser gesagt, von Étienne und Françoise. Es war mühselig zugegangen, seit wir die Pension verlassen hatten. Nicht, daß sie mir auf die Nerven gingen, aber mir dämmerte allmählich, daß unser Unternehmen Realität war. Auch wurde mir bewußt, daß wir buchstäblich Fremde waren – eine Sache, die ich in der Aufregung unseres schnellen Entschlusses glatt vergessen hatte. Ich bin sicher, daß es ihnen ähnlich erging; deshalb fingen sie genauso selten ein Gespräch an wie ich.

Ich lag auf dem Rücken, die Hände hinter dem Kopf verschränkt, und war zufrieden in dem Wissen, daß die gedämpften Geräusche der Räder auf den Gleisen und die wiegenden Bewegungen des Wagens mich bald einschläfern würden.

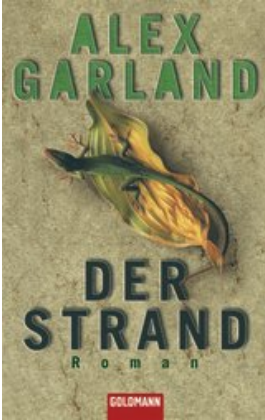
Die wenigsten Leute haben ein Problem damit, in der Eisenbahn zu schlafen, aber mir fällt es besonders leicht. Genau-

genommen ist es mir fast unmöglich wachzubleiben. Hinter dem Haus, in dem ich aufgewachsen bin, führte eine Bahnlinie vorbei, und nachts bemerkte man die Züge am deutlichsten. Meine Version des Sandmanns ist der Null-Uhr-zehn-Zug von Euston.

Während ich darauf wartete, daß der Pawlowsche Reflex einsetzte, studierte ich die raffinierte Einrichtung meiner Koje. Das Licht im Abteil war gedämpft, aber es drang noch genug durch die Ritzen rings um meinen Vorhang, daß ich etwas sehen konnte. Es gab ein ganzes Sortiment von nützlichen Taschen und Fächern, die ich belegt hatte, so gut ich konnte: In einem kleinen Kasten am Fußende hatte ich T-Shirt und Hose gestopft, und meine Schuhe steckten in einem elastischen Netz oberhalb meiner Hüften. Über meinem Kopf war eine verstellbare Leselampe angebracht; sie war abgeschaltet, aber daneben verbreitete eine winzige rote Birne ein beruhigendes Leuchten.

Als ich schläfrig wurde, fing ich an zu phantasieren. Ich stellte mir vor, der Zug sei ein Raumschiff und ich sei unterwegs zu einem fernen Planeten.

Ich weiß nicht, ob ich der einzige bin, der so was macht. Ich habe mich darüber nie mit jemandem unterhalten. Tatsache ist, daß ich nie aus dem Alter herausgekommen bin, in dem man so tut, als ob, und bis jetzt deutet nichts darauf hin, daß es je anders werden wird. Ich habe eine sorgfältig ausgefeilte Nachtphantasie, in der ich an einer Art High-Tech-Rennen teilnehme. Das Rennen dauert mehrere Tage, bis zu einer Woche, und läuft nonstop. Während ich schlafe, rast mein Fahrzeug mit Autopilot der Ziellinie entgegen. Die Sache mit dem Autopiloten ist die rationale Begründung dafür, daß ich im Bett liegen kann, während ich dieser Phantasie nachhänge. Daß man es auf derart logische Weise laufen läßt, ist wichtig – es wäre keine gute Phantasie, wenn ich das Rennen in einem Formel-1-Wagen führe, denn wie sollte ich da schlafen? Also wirklich.



Alex Garland

**Der Strand**

Roman

eBook

ISBN: 978-3-641-15599-5

Goldmann

Erscheinungstermin: Oktober 2014

Ein Traumstrand in Thailand, umgeben von tropischem Dschungel – der junge Engländer Richard glaubt, das Paradies entdeckt zu haben. Nur eine kleine Gruppe junger Rucksacktouristen aus aller Welt teilt die Idylle mit ihm. Doch innerhalb weniger Tage zeigt der Strand sein wahres Gesicht, und Richard stellt fest, dass er in die Hölle geraten ist.